Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1991)

Artikel: Mein Luftschutzdienst 1943-46
Autor: Wanitsch-Morf, Dori / Kalberer, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-787727

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

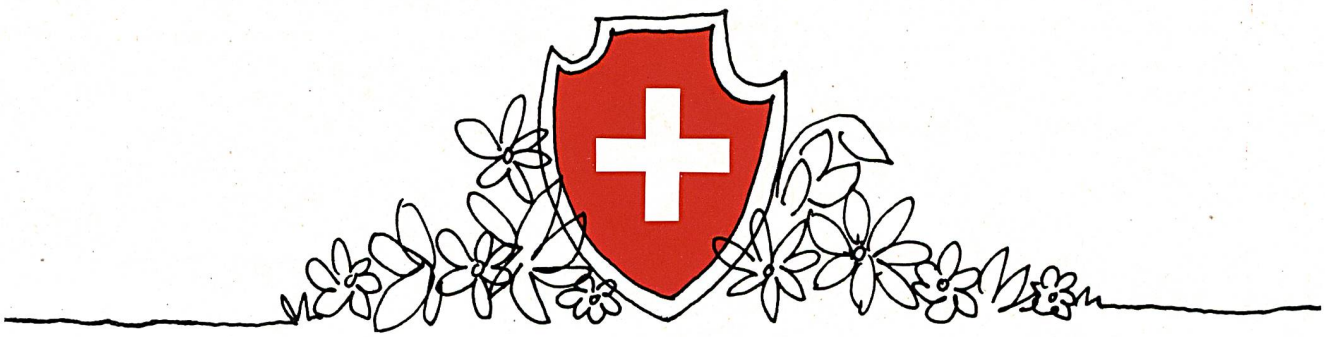
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Luftschutzdienst 1943-46

Erinnerungen von Dori Wanitsch-Morf, Aarburg
Redigiert von Walter Kalberer



Das 1. Aufgebot

Ohne Voranmeldung traten an einem Mittwochabend zwei Angehörige des Luftschutzes in ihren baumwollenen «Übergwändli» in meine kleine Werkstatt. Sie überbrachten mir das Aufgebot für eine dreiwöchige Luftschutz-Rekrutenschule: Am Samstag Effekten fassen, am Montag einrücken! Zornig über diesen ungesetzlichen Überfall telefonierte ich meiner Freundin. Sie war in leitender Stellung in der «Praktikantinnenhilfe für überlastete Bäuerinnen» tätig. Ich bat sie um Hilfe, und sie sandte mir per Postexpress ein Aufgebot für den Landdienst, für welchen ich mich früher provisorisch angemeldet hatte.
Am Samstag meldete ich mich, wies jedoch das Aufgebot für den Landdienst vor. Da wurde ich vom Fourier mit Vorwürfen bezüglich Vaterlandspflichten überschüttet. Er, als leitender Angestellter einer grossen Metallwarenfabrik fehle wohl in seinem Betrieb mehr, als ich – kleine Maus – hätte er wohl am liebsten gesagt. Ich entgegnete ihm: «Aber wenn Sie am Arbeitsplatz fehlen, läuft der Betrieb trotzdem und andere machen die Arbeit. Ich muss aber meine Bude schliessen. Und überhaupt: Gilt Landdienst nicht auch als Vaterlandsdienst?» Nein, der Dienst mit Waffen wird höher eingeschätzt. Meinen Vorwurf, dass man Frauen gemäss Gesetz gar nicht zum Militärdienst zwingen dürfe, überhörte er ganz einfach.

Der Landdienst

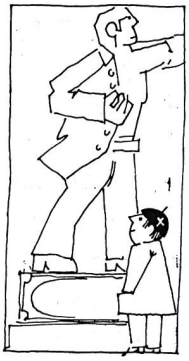
Ich fuhr also am Montag ins «Züribiet», um einer kinderreichen Bauernfamilie bei der Ernte von Obst und Kartoffeln zu helfen. Da die Frau kränklich und der Arbeitsbelastung nicht gewachsen war, hatte sie sich vorerst an den katholischen Pfarrer, und nach längerem Warten, an die Frau des reformierten Pfarrers mit der Bitte gewandt, ihr doch eine Hilfskraft zu vermitteln. Über die Pro Juventute wurde eine Haushalthilfe vermittelt – und die war eben ich.
Ich wurde freundlich in den einfachen Haushalt aufgenommen und die Buben beschenkten mich mit Haselnüssen, hervorgeholt aus den Tiefen ihrer Hosensäcke. Nach anstrengender Arbeit ergab sich am Abend öfters Gelegenheit zu interessanten Gesprächen. Bei einem Glas Süssmost wurde über den Krieg und die Sorgen, die einen Landwirt in einer solchen Zeit plagen konnten, gesprochen.
Die drei Wochen vergingen schnell und aus Dank und zu Ehren meines Abschiedes wollte die Bäuerin eines ihrer jungen Hühner schlachten und zu einem Festessen zubereiten. Ich zog jedoch eine Zwetschgenwähe für alle als Abschiedsessen vor.

Im Stöckli

Oberleutnant Petitpierre aus Murten, unser Kompagniekommandant. – Sehr sympathisch.

Die weiteren Aufgebote

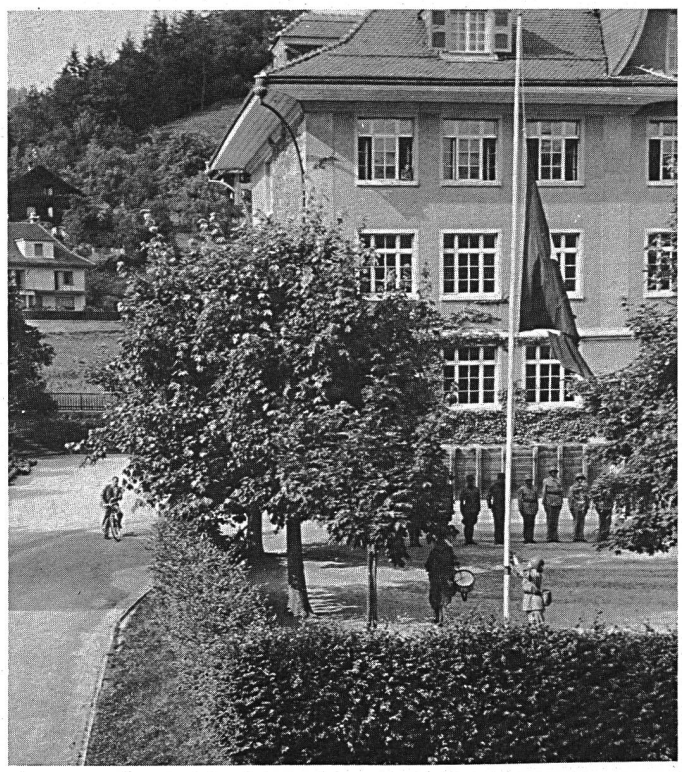
Wegen meines Einsatzes im Landdienst glaubte ich nun in Ruhe meiner zivilen Arbeit nachgehen zu können. Ich hatte mich getäuscht. Kaum daheim, erhielt ich ein zweites Aufgebot. Der Fourier hatte nicht locker gelassen und begründete das Aufgebot für drei Wochen RS im Tessin wie folgt: Wer drei Wochen aufs Land kann, der kann auch noch drei Wochen «ins Feld».
Da ich jedoch gerade Material (Kupfer) bearbeitete, das später nur noch zu Kriegszwecken gebraucht werden durfte, wurde auch das zweite Gesuch um Dispens bewilligt, allerdings mit der Bemerkung: Sie werden später aufgeboten!
Als mir im Frühling 1943 das dritte Aufgebot zugeschickt wurde, widerstand ich nicht mehr. Schicksalsergeben packte ich anfangs Juli meinen Rucksack, nahm mein Velo und fuhr per Bahn ins Bernbiet, um dort in die Rekrutenschule einzurücken.



Der Feind

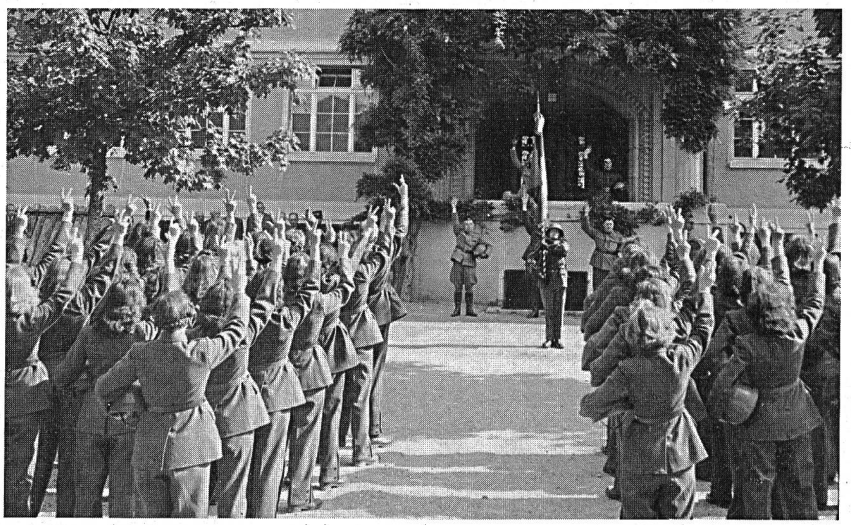
Die Luftschutz-Rekrutenschule

Einzeln und in Grüppchen zogen Mädchen und junge Frauen wie ich vom Bahnhof Richtung Schulhaus. Unter Trommelwirbel durfte die jüngste Rekrutin, ein erst 16-jähriges Mädchen, die Schweizerfahne am Mast hochziehen. Nun mussten wir uns in verschiedenen Reihen aufstellen. Nach langem hin und her standen wir endlich in sieben Zügen zu etwa 25 Rekrutinnen da. Die Kompagnie war formiert. Vor jedem Zug stand ein Offizier, hinter ihm mehrere Unteroffiziere. Unser Hauptmann Petitpierre, ein hübscher, freundlicher Welscher, der aber meist ein schönes, breites Berndeutsch sprach, orientierte über den geplanten Tagesablauf. Dann konnte das Kantonnement bezogen werden. Danach wurden die schlecht sitzenden, eher für männliche Körper passenden «Übergwändli» ausgesucht und angezogen. Nun begann der Drill!
Die ersten Befehle ertönten: «In zehn Minuten auf dem Schulhof!» Wir mussten uns beeilen. Einstehen! Rechtsum! Linksum! Vorwärts-marsch! Links zwei, drei, vier – links zwei, drei, vier! Halt! Achtung steht! Ruhn! Es kam mir alles eigentlich lächerlich vor. War dieser Drill, dieser Zwang wirklich nötig? Warum muss das Zahnbürstchen nach links ausgerichtet sein? Warum müssen alle Knöpfe zugeknöpft sein? Warum müssen alle Gürtel bei den Frauen von rechts nach links, bei den Männern von links nach rechts zugeschnallt sein?
Disziplin, hiess es, nur mit Disziplin lässt sich ein gemeinsames Ziel erreichen. Denken abschalten, einschalten nur auf Befehl, dachte ich. Es geht ja alles vorüber. Und doch machte uns die soldatische Ausbildung manchmal zu schaffen: Helm ab, Gasmaske auf! Gasmaske ab, Helm auf! Bis dieses Ding auch nur angepasst war; die Bänder klemmten und drückten uns erbarmungslos die Haarkämmchen und Spangen in die



Die jüngste Rekrutin (16 Jahre) zieht unsere Fahne hoch.

Kopfhaut, und wir sahen aus wie bösartige Fabelwesen mit Rüssel, Glotzaugen und zischendem Atem. Bei der herrschenden Hitze hingen uns nach einem solchen Gasmaskendrill die Haare in feuchten Strähnen in die Stirn.
Und dann die Übungen im Freien! Mit Nagelschuhen über staubige, ungeteerte Strassen marschieren! Kam man an einem Brunnen vorbei, durfte man nicht einfach ausscheren, schnell einen Schluck Wasser trinken oder die heisse Stirne kühlen, nein, man musste in der Kolonne bleiben, weitermarschieren. Nur während den Pausen im Schulhaus konnte man seinen Durst mit Süssmost stillen, sofern der Sold und das Taschengeld ausreichten, um welchen zu kaufen. Oft kamen wir müde und verschwitzt zurück ins Quartier. Jetzt ein erfrischendes Bad nehmen, dachte ich, oder zum mindesten duschen. Nein, duschen sollten nur jene in den kritischen Tagen, weil man zu wenig warmes Wasser habe, hiess es. So wuschen wir uns halt am Wasserhahn.
Einmal führte uns ein kurzer Marsch an die Ilfis hinunter. Sie führte allerdings in diesen Hochsommertagen nur wenig Wasser. Wir zogen Schuhe und Socken aus, krempelten die Hosenbeine hoch und liessen uns Füsse und Knöchel vom kühlenden Nass umströmen. Vom «Marsch» zurück, mussten wir allerdings die Füsse mit einem Desinfektionsmittel behandeln, vorsorglich versteht sich, wegen einer möglichen Infektionsgefahr. Man weiss ja nie. Auch zum Mundspülen gab's so «schöngefärbte Chemie».
Fachdienst hiessen die Stunden, während wir Arme und Beine einschienten, Köpfe und Füsse bandagierten, Kompressen anlegten und improvisierte Bahren mit supponierten «Verwundeten» schleppten – lieber Gott, waren diese schwer – dies alles mit oder ohne Gasmaske, bei Tag oder während Nachtübungen.
Wir lernten Yperit und andere Nervengifte kennen, erhielten Ratschläge zur Früherkennung von Vergiftungssymptomen und wurden darauf hingewiesen, wie wir uns in chemisch verseuchten Gebieten zu verhalten hätten.
Einen grossen Teil der Zeit nahm jedoch die Vermittlung medizinischer Grundkenntnisse in Anspruch. Die menschliche Anatomie wurde dabei erklärt und studiert. Man begann bei Null, unbesehen der Tatsache, dass die meisten von uns schon Samariter- oder Krankenpflegekurse besucht hatten, ja zum Teil sogar ausgebildete Krankenschwestern waren. Einmal zählte der uns instruierende Arzt während einer ganzen Stunde alle 250 – oder waren es 280? – Knochen des menschlichen Körpers auswendig auf. Eine Kameradin fand es grossartig. Ich selbst führte mich erschlagen von so viel einseitigem Intellekt. Kein Wunder, dass der Mann auch körperlich jenem Tier glich, von welchem Darwin meint, dass wir von ihm abstammen. Ist das alles, was Ärzte vom Menschen wissen?
Fleisch und Knochen? Ich war traurig. Mehr Mitgefühl zeigte die Ärztin, die uns in speziell weiblichen Belangen unterrichtete.
Mit den Vorgesetzten kamen wir recht gut aus. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich unser hübscher und freundlicher Kommandant Petitpierre und Korporal Pfeiffer, ein Schaffhauser, der zwar stark schielte, uns jedoch mit einfach formulierten Erklärungen und durch sein Wissen und Können zu begeistern vermochte.
Nur einmal setzte es eine Strafpredigt vom Kommandanten ab, und das war dann, als einige wenige Frauen mit einem Schwips aus dem Ausgang zurückkehrten.
Ein wichtiges Tagesereignis war auch das Hauptverlesen, weil dann die Post und die Päcklein verteilt wurden. Ich hatte zwar das Pech, dass meine Eltern während meiner Rekrutenschule gerade in den Ferien weilten und mir daher nichts schicken konnten. Eines Tages kam jedoch von meiner Zwillingsschwester ein Korb voll saftiger Kirschen. Ich setzte mich zu ein paar Kameradinnen, und wir assen die süssen Früchte alle auf, mit Hochgenuss!
An eine andere Kameradin erinnere ich mich noch genau. Sie erhielt so viele Fresspäckli, dass sie darob stöhnte. Ich sagte ihr, dass sie ja anderen davon abgeben könne. «Du kannst ja etwas haben, wenn du nichts hast», antwortete sie schnippisch. Sie bot aber trotzdem niemandem etwas an. «Danke, ich habe!» antwortete ich.
Endlich war Sonntag!
Laut Tagesbefehl hatten wir dem Feldgottesdienst beizuwohnen. Dies in der Ruhnstellung, mit aufgesetztem Helm! Welch eine Ehre für Gott! Ich konnte mich noch knapp auf den Füssen halten. Andere, ich glaube

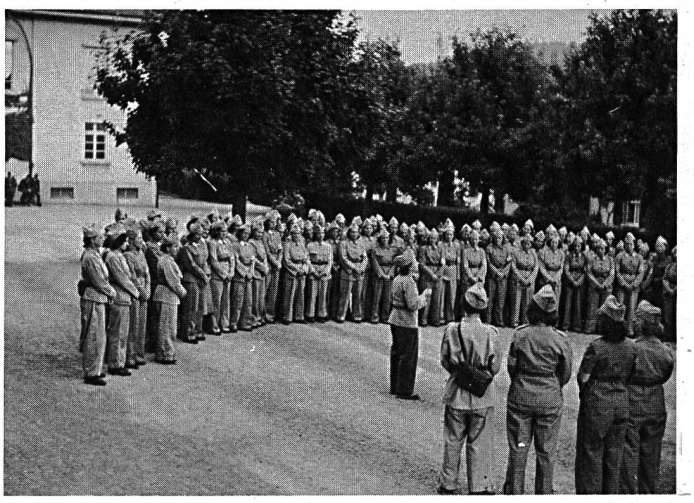


«Rütlischwur», zu deutsch: Fahneneid, in der neuen Wolluniform, dunkelblau.

es waren neun Rekrutinnen, kippten um und wurden in einer Reihe ins Gras gelegt. Vom Inhalt der Predigt ist mir deshalb nichts in Erinnerung geblieben.
Nach dem Mittagessen hatten wir Ausgang. Der Rayon war auf das Dorf beschränkt. So setzte ich mich auf mein von zu Hause mitgenommenes Fahrrad und genoss es, ins und ums grosse Dorf zu fahren.
Ich bewunderte die schönen Bauernhäuser mit den breit ausladenden Dächern, den geraniengeschmückten Lauben und den kunstvoll gezopften Miststöcken. Doch schon nach wenigen Stunden begann wieder der gewohnte Trott: Küchendienst, Essen fassen, abwaschen, Fachdienst, Drill usw.
Am zweiten Sonntag hatten wir Urlaub, und der Grossteil der Rekrutinnen fuhr nach Hause. Ich blieb am Dienstort und beschloss, mit meinem Velo ein bisschen die Gegend zu erkunden. Auf dem Weg ins nächste Dorf, an einer Steigung, stieg ich vom Rad. Wie ich so keuchend bergauf ging, begegnete ich einer jungen Frau mit ihrem kleinen, blonden Bübchen. Es blieb mit offenem Mäulchen vor mir stehen, musterte mich von oben bis unten und fragte zur Mutter gewandt: «E Maa?» – «Nei», sagte ich lächelnd, «e Frau!» Es schaute mich weiterhin kritisch an und sagte dann überzeugt: «E Maa!»

«Rekrut Morf, mir sueche kei Goldstück, gar nüt, am Bode, mir luege graduus!»

Endlich, in der dritten RS-Woche konnten wir eine nach unseren Massen gefertigte Wolluniform fassen.

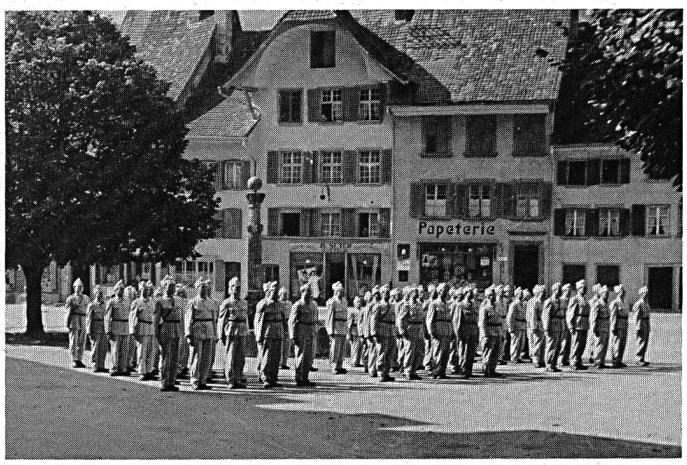


Fräulein Dr. Wenner spricht zu den Rekruten der ersten Kompagnie.

In meinem Überkleid – wir nannten sie Sträflingsanzüge – mit den Hosenbeinen, aber mit aufgestecktem Haar, muss ich für das Kind komisch gewirkt haben. Im Dorf oben angelangt, lehnte ich mein Fahrrad an einen Baum und ging auf das Kirchenportal zu. Die Türe war unverschlossen, also trat ich ein. Ich schaute mich um: keine Menschenseele. So setzte ich mich auf eine Bank, nahm meine Blockflöte hervor und spielte geistliche Bach-Lieder, die heissen so, es war ja in der Kirche. Leise war eine Krankenschwester eingetreten, hatte sich ebenfalls hingesetzt und zugehört. Sie freute sich und dankte mir.
Ich hatte mir vorgenommen, noch das prächtige Dorfmuseum zu besuchen und fuhr deshalb auf dem schmalen, staubigen Strässchen, das von einem Bächlein «begleitet» wurde. Von Zeit zu Zeit war es durch eine Schwelle zu einem Wassertümpel gestaut. Jetzt ein kühlendes Bad! Doch als ich im Begriff war, mich dem Wässerlein zu nähern, schoss «es» sausend und brummend auf mich los: Die lieben Mücken und Bremsen jeder Art und Grösse hatten es auf mich abgesehen. So liess ich das Baden bedauernd sein, hastete zu meinem Fahrrad zurück und pedalte weiter.
Der Besuch des Museums lohnte sich. Selbstgeschnitzte Holzgeräte standen neben dem Melkgeschirr, mit Blumen und Sinn-Sprüchen verzierte Milchkrüge neben Ohrentassen. «Schwäfelhüetli» hingen neben der mit Silberkettchen geschmückten Berner Sonntagstracht.
Ich erhielt einen Eindruck davon, wie man früher in Bauernhäusern gelebt hatte.

Die 3. RS-Woche

Die letzte Woche begann mit Schrecken. Im Nachbardorf gingen versehentlich Bomben nieder. In den Nächten hörten wir das dumpfe Brummen der Bombergeschwader, wenn sie die Schweiz in grosser Höhe überflogen. Plötzlich sahen wir mehr Sinn in der Ausbildung, und es ging alles reibungsloser. Selbst über die im Stroh unseres Kantonnements raschelnden Mäuse regten wir uns weniger auf. In dieser dritten Woche konnten wir nun endlich die neuen – nach unseren Körpermassen hergestellten – Wolluniformen fassen. Nun wirkten wir nicht mehr wie Galeerensträflinge.

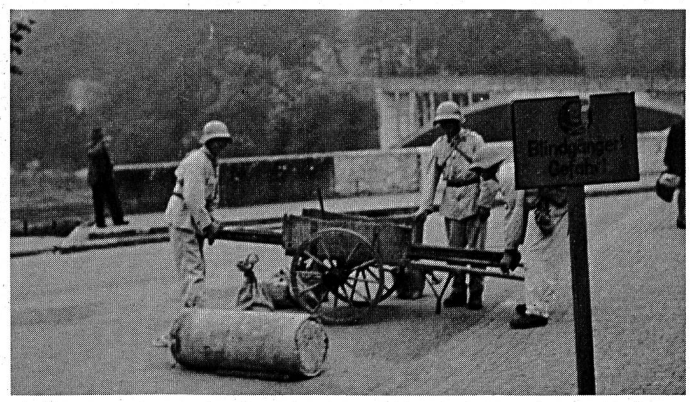


Appell beim Städtlibrunnen.

Jetzt konnten Andenkenbildchen der sieben Züge gemacht werden. Der Abschluss der RS war der Kompanieabend. An seinen Verlauf kann ich mich aber nicht mehr erinnern. Ein letztes Mal auf dem Schulhof antreten... Achtungstellung einnehmen: Abtreten! Trotz Gratisbillett fuhr ich mit meinem Velo durchs Entlebuch in den Aargau zurück. Auf der Fahrt begleiteten mich «lange Blicke» und «verschieden gefärbte» Zurufe. Nur ein höherer Offizier nahm mir ruhig den Gruss ab. Endlich daheim! Mit lautem Getöse liess ich den Helm über die ganze Länge des Korridorbodens scheppern und fiel der Mutter um den Hals.

Der Luftschutz in Aarburg

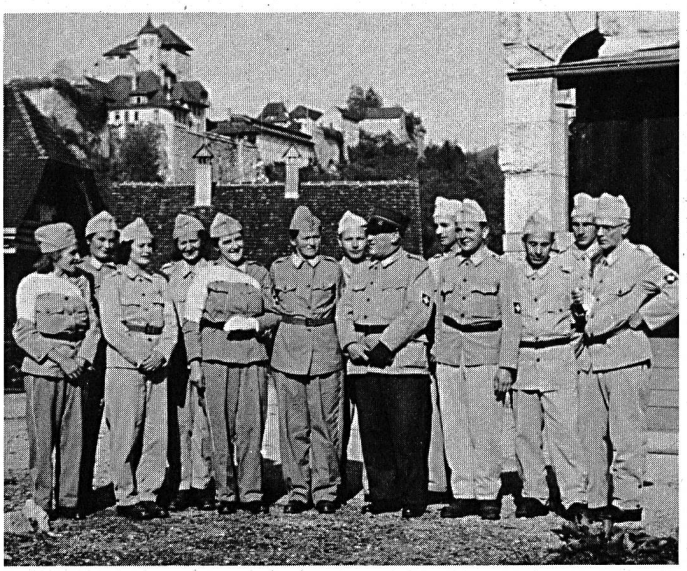
Das Städtchen Aarburg verfügte 1943 über ein Luftschutzdetachement von etwa 100 «Mann». Es setzte sich zusammen aus einer Gruppe für die Fliegerbeobachtung, aus einer Abteilung für Telefon- und Meldedienst, aus einer Gruppe mit Chemie- und Sprengspezialisten, aus der einzig bewaffneten Polizeitruppe und aus der Sanität, wozu wir Frauen gehörten. Kommandant war Hauptmann Zimmerli. 3-5 Vertreter(innen)



Gruppe der Chemie- und Sprengstoffspezialisten. «Achtung Blindgänger.»

dieser Aufgabenbereiche wurden zu einer Pikettgruppe zusammengefasst und abwechselnd zum Dienst aufgeboten. Bei Fliegeralarm, angezeigt durch schauerlich an- und abschwellendes Sirenengeheul, mussten sich die «Pikettisten» ins Pikettlokal begeben. Dieser Posten musste immer besetzt sein.

Gegen Ende des Krieges, als die Bombergeschwader gegen Deutschland flogen, mussten wir manchmal zwei- und mehrere Male nacheinander ein- und ausrücken. Bei einer solchen Gelegenheit liess der Spassvogel «Hübeli-Müller» die Bemerkung fallen: «Jetz müemer de jufle mit schlofe, dass mer wider noche möge!»
Die Sanität war im Schulhauskeller untergebracht, der mit allen dafür notwendigen Einrichtungen ausgerüstet war. Mehrere Eisengestellbetten im abschliessbaren Luftschutzraum, Küche, WC, usw. standen zur Verfügung. Es hätten hier Notoperationen durchgeführt werden können. In Schränken standen Verbandszeug und Medikamente bereit. Unser Vorgesetzter war der väterlich wirkende Dr. Hinnen, der sehr beliebt und bezüglich Zusammenarbeit angenehm war.



Mit unserem Vorgesetzten, Dr. Hinnen, hatten wir eine angenehme Zusammenarbeit.

Jeweils im Frühling und im Herbst wurden wir je eine Woche zum Wiederholungskurs aufgeboten. Weiter ging es an einzelnen Aufgebostagen um die Kontrolle und Pflege des Sanitätsmaterials. Im April 1945, als wir gerade mit der halbjährlich stattfindenden «Putzete» beschäftigt waren, eilte Dr. Hinnen herbei und erzählte uns, dass eben aus Versehen die Stadt Schaffhausen bombardiert worden sei. Der Bahnhof sei zerstört, Häuser stünden in Flammen und es habe Tote und Verwundete gegeben. Ein tragischer Irrtum!
Kurz vor Ende des Krieges konnten wir noch den eben mitten im Städtchen fertiggestellten Luftschutzkeller beziehen. Trotz der Entlüftungsmaschinen mit ihrem unangenehmen Rauschen roch es dort noch lange nach Feuchtigkeit und Moder.
Nicht undankbar für das im Luftschutz Gelernte konnte ich kurz nach Kriegsende meine Militärkleider abgeben. Auf mein Gesuch hin und Erwartung eines Kindes – ich hatte inzwischen geheiratet – wurde ich vom Luftschutzdienst entlassen. Wie alle, hoffte auch ich, dass es nie wieder Krieg gebe. Wenn ich seither ehemalige Dienstkameradinnen und -kameraden traf, schwang immer ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit: Gemeinsame Arbeit in Notsituationen verbindet.

Dori Wanitsch-Morf